Bezugs-Preis

in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.

Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 3 (Paulinum).
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.

Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.

Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig

№ 291. **Mittwoch** den 10. Juni 1896. **90. Jahrgang.**

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 10. Juni.

Die Generaldiscussion der **Novelle zur Gewerbeordnung**, richtiger die Erörterung des Verbots des Detailreisens, hat fast noch die ganze gestrige Sitzung des **Reichstags** in Anspruch genommen. Die Freunde sämmtlicher Beschlüsse zweiter Lesung oder gar der dazu beantragten Verschärfungen, die Abgg. Jacobskötter (cons.), Graefe (Antis.) u. A., hatten, namentlich angesichts der gegen das Verbot vorliegenden Petitionen von kleinen Gewerbetreibenden, einen schweren Stand und würden ein noch ungünstigeres Terrain vor sich gesehen haben, wenn dies ihnen nicht etwas geebnet worden wäre durch die Blößen, die sich gestern, wie vorgestern Gegner jeder Ordnung des Gewerbes, die freisinnigen Abgg. Fischbeck — dieser hatte verächtlich von „Krämern", die um Liebesgaben bettelten, gesprochen —, Pachnicke und Richter, gaben. Dem Ersteren kam der württembergische Regierungsdirector v. Schicker zur Hilfe, indem er geltend machte, es handele sich nur um die Aufhebung eines Privilegiums, das zahlreiche sogenannte Detailreisende sich dadurch anmaßten, daß sie thatsächlich bausirten, sich aber den dem Gewerbebetrieb im Umherziehen auferlegten Lasten und Beschränkungen entzögen. Das ist zweifellos richtig, aber noch kein Grund, Detailreisenden, welche wirklich solche sind, ihr Gewerbe zu untersagen. In der Specialdebatte wurden die Art. 1 (Unterbringung von Privatheilanstalten) und Art. 2 (Concessionirung von Schauspielunternehmungen) nach der Regierungsvorlage angenommen. Zur Entscheidung über das Verbot des Detailreisens wird es erst heute kommen.

Daß es in **Moskau** bei einem von Deutschen veranstalteten Feste, dem unter anderen fürstlichen Gästen auch Prinz Heinrich von Preußen und Prinz Ludwig von Bayern beiwohnten, infolge einer tactlosen Redewendung des Festredners und einer Erwiderung des bayerischen Thronfolgers zu einem Mißklange gekommen ist, läßt sich leider kaum mehr bezweifeln. Die heute aus verschiedenen Quellen vorliegenden Nachrichten stimmen in mehreren Einzelheiten zu sehr überein, als daß man glauben könnte, diese Nachrichten seien Phantasieproducte. Sie gehen aber andererseits auch zu weit auseinander, als daß man ein sicheres Urtheil über den wahren Thatbestand sich bilden könnte. Die eine Version liegt in der „Köln. Ztg." in Form eines Telegramms aus Moskau vom 6. Juni vor und lautet:

„Beim heutigen Gartenfest, welches der hiesige deutsche Reichsverein Nachmittags dem Prinzen Heinrich und allen hier zur Krönung weilenden deutschen Fürstlichkeiten und deutschen Gästen gab, wandte sich Prinz Heinrich an den Vicepräsidenten des Vereins und ersuchte ihn, einen Toast auszubringen, indem er die Frage hinzufügte, ob er darauf vorbereitet sei. Der Vicepräsident verneinte, doch, da derselbe als redegewandt bekannt ist, ermunterte ihn der Prinz, und der Vicepräsident ergriff nun in der That das Wort zu einer kurzen Rede. Indem er darin dem Prinzen Heinrich für sein Erscheinen dankte, brauchte er die Redewendung: „Der Prinz Heinrich von Preußen und die in dessen Gefolgschaft hier erschienenen deutschen Fürstlichkeiten!" Nach Beendigung dieses sonst ganz correcten Toastes ergriff Prinz Ludwig von Bayern, der am selben Tische dem Prinzen Heinrich schräg gegenüber saß, das Wort, um einen Trinkspruch auf das Gedeihen des Vereins auszubringen. Er kam darin auf jenen allerdings nicht ganz glücklichen Ausdruck des Vicepräsidenten, der aber sonst vielleicht nicht weiter beachtet worden wäre, zurück, um ihn richtig zu stellen. Ziemlich weit ausholend, erinnerte er an das Verhalten Bayerns im Jahre 1870 und betonte, daß die deutschen Fürsten weder Vasallen noch Gefolge des Kaisers, sondern seine Gleichberechtigten und Bundesgenossen seien. Er schloß mit der Versicherung, sonst aber und vor Allem im Moment der Gefahr, werde Bayern stets Schulter an Schulter mit dem übrigen Deutschland stehen. Die markirte Redeweise und das breite Verweilen des bayrischen Prinzen auf einem Ausdruck, der dem unvorbereiteten Redner offenbar nur in der Eile entschlüpft war, trug einen kleinen Mißton in das sonst sehr hübsche und fröhliche Gartenfest. Bald darauf verließen Prinz Heinrich, der Prinz von Bayern und andere Fürstlichkeiten mit ihrem Gefolge den Garten. Sie mußten allerdings alle noch zu einem Prunkmahle."

Die zweite Version ist in einem Moskauer Telegramm der Wiener „N. Fr. Pr." vom 8. d. M. enthalten, das folgendermaßen lautet:

„Ein Theilnehmer an dem Bankett der deutschen Colonie theilt über den Zwischenfall Folgendes mit: Ursprünglich war durch den deutschen Consul Baron Humboldt bestimmt worden, daß Camesasca nicht spreche, sondern daß nur Prinz Heinrich rede, und zwar die zwei Toaste auf den Zar und auf Kaiser Wilhelm ausbringe. Der zahlreiche Besuch des Festes und die Anwesenheit so vieler deutscher Fürsten führte aber eine Aenderung des Programms herbei. Anwesend waren die Thronfolger von Weimar und Coburg, Prinz Ludwig von Bayern und Prinz Heinrich von Preußen, der mit dem Fürsten Radolin und dem Grafen Werder erschienen war. Als das Bankett beginnen sollte, erschien ein Officier in russischer Uniform und drängte sich den Weg durch die Anwesenden. Man erfuhr erst später, daß dies der Bruder der Kaiserin, der Großherzog von Hessen sei. Man räumte ihm sofort den Ehrenplatz ein, rechts von ihm saß Prinz Heinrich, links Prinz Ludwig. Nachdem das deutsche Lied gesungen worden war, sprach Prinz Heinrich einen kurzen Toast auf Zar Nicolaus II.; die russische Hymne wurde gespielt, während alle Officiere salutirten. Hierauf forderte Prinz Heinrich selbst den Präsidenten Camesasca auf, daß er den Toast auf den deutschen Kaiser und die deutschen Fürsten spreche. Camesasca kam diesem Wunsche nach. Nach beiden Reden wurde „Heil dir im Siegerkranz" gespielt. In der zweiten Rede gebrauchte Camesasca das Wort von den Fürsten, die im Gefolge des Vertreters des Kaisers erschienen". Unmittelbar darauf erhob sich Prinz Ludwig von Bayern und ergriff das Wort. Seine Rede hatte folgenden Wortlaut:

„Hier wurde ein Wort gebraucht, gegen das ich Verwahrung einlege. Wir sind nicht Vasallen, sondern Verbündete des deutschen Kaisers. Als solche sind wir schon vor 25 Jahren dem damaligen Könige von Preußen treu zur Seite gestanden in jenem gewaltigen Kriege, aus dem dann das deutsche Kaiserthum hervorging, wie dies auch Kaiser Wilhelm I. jederzeit anerkannt hat. Und sollte — was wohl Keiner von uns wünscht — eine ähnliche Zeit wiederkehren, dann würde auch ganz Deutschland wieder zusammenstehen, ebenso fest wie damals. Die Vereinsmitglieder mögen neben dem großen deutschen Vaterlande auch der engeren Heimath nicht vergessen und stets die Anhänglichkeit an die angestammte heimische Dynastie pflegen."

Der Prinz sprach sehr laut und schneidig. Er nahm so unerwartet das Wort, daß die Version, er hätte im Einvernehmen mit dem Prinzen Heinrich gesprochen, falsch ist."

Als feststehend wird man also wohl betrachten dürfen, daß der bayerische Thronfolger sich unangenehm von dem unpassenden Ausdrucke „Gefolgschaft" berührt gefühlt und gegen denselben protestirt hat. Nur über die Form dieses Protestes und demgemäß über seine Wirkung gehen beide Meldungen auseinander. Welche von ihnen die richtige ist, wagen wir nicht zu entscheiden. Für höchst unwahrscheinlich halten wir es, daß Prinz Ludwig ohne jede Einleitung seinen Protest ausgesprochen habe. Auch über die Folgen des Zwischenfalls enthalten wir uns bis zur völligen Klarstellung aller Vermuthungen. Jedenfalls aber glauben wir uns berechtigt, unser tiefstes Bedauern darüber auszusprechen, daß es fünfundzwanzig Jahre nach der Wiederaufrichtung des Reiches zu einem solchen Zwischenfalle kommen konnte, der so lebhaft an die von den „Münch. N. N." gerügte einseitige Feier des Friedensschlusses in München erinnert und als ein neuer Beweis für die Empfindlichkeit gelten muß, mit der in den herrschenden Kreisen Bayerns die particulare Sonderstellung im Reichsverbande gewahrt wird.

Das gestrige **Exposé des Grafen Goluchowski** über die auswärtige Politik im Budget-Ausschuß der österreichischen Delegation ist in Verbindung mit den weiteren Aeußerungen des Ministers des Aeußeren in der sich anschließenden Debatte ohne Frage eine der bedeutsamsten politischen Enunciationen der letzten Jahre, die keinen Zweifel mehr darüber läßt, daß Graf Kalnoky in dem seit Jahresfrist die auswärtige Politik des verbündeten Kaiserreichs leitenden Grafen Goluchowski einen durchaus ebenbürtigen Nachfolger erhalten hat. Mit großer Klarheit, rückhaltloser Offenheit, mit sicherem Selbstbewußtsein, zielbewußt und in jedem Wort tactvoll-correct entwickelt der Minister in scharfen Zügen und in vielfach epigrammatisch pointirter Rede den Gang der auswärtigen Politik Oesterreichs während des verflossenen Jahres und der ersten Monate des laufenden in einer Weise, welche erkennen läßt, daß ein Mann von außerlesener staatsmännischer Begabung, von Weitsicht, Klugheit, Energie und besonnener Initiative das Ruder führt. Wir haben seine die Lage nach den verschiedensten Seiten hin klärenden Ausführungen an anderer Stelle wiedergegeben und beschränken uns hier auf die Hervorhebung seiner auf Deutschland und den Dreibund sich beziehenden Bemerkungen. „Unser Verhältniß zu Deutschland, sagte der Minister, ist fester denn je, die Gruppe des Dreibundes hat sich trefflich bewährt und ebenso intim und vertrauensvoll wie zu Deutschland ist unser Verhältniß zu Italien." Dann in der Debatte nochmals darauf zurückkommend, bemerkte Graf Goluchowski auf eine Anfrage, der Dreibund laufe von selbst weiter, weshalb eine Erneuerung desselben nicht nöthig gewesen sei und fuhr dann, bezugnehmend auf den bekannten Artikel der „Neuen Freien Presse", fort:

... daß die Hervorhebung des festen, zielbewußten Auftretens des Dreibundes in der Thronrede nicht so gedeutet werden könne, als ob mit den Verbündeten Oesterreich-Ungarns ein specifisches Programm betreffs der österreich-ungarischen Orientpolitik bestände. Der Dreibund sei zur Erhaltung des Friedens bestimmt, und sei selbstverständlich, daß Oesterreich-Ungarn sich mit seinen allernächsten Freunden über Schritte zur Erhaltung des Friedens zunächst verständige. Eine Feststellung über eine positive Orientpolitik, welche sich auf die Wahrung der Interessen einzelner Theilnehmer bezöge, würde dem defensiven Charakter des Bündnisses zuwiderlaufen, wenn auch jeder Theilnehmer nicht nur betreffs der Erhaltung des Friedens, sondern überhaupt in Bezug auf seine Politik auf die Freundschaft und Unterstützung seiner Bundesgenossen zu zählen berechtigt sei. Außerdem wiederholte der Minister nochmals, daß keineswegs eine Abänderung der Bündnißverträge der Grund war, weshalb in der diesjährigen Thronrede das Bündnißverhältniß aufs Neue betont wurde, daß dies vielmehr deshalb geschehen sei, weil er die Basis der österreichisch-ungarischen Politik festzustellen für nöthig erachtete, unter Anderem auch mit Rücksicht auf verschiedene Zeitungsstimmen, welche von einer Lockerung des Bündnißverhältnisses zu erzählen wußten.

Durch diese klaren Feststellungen ist jedem Versuch, die Ziele des Dreibundes zu verrücken, ein Riegel vorgeschoben und Diejenigen, welche von Zeit zu Zeit das Bündniß für erschüttert zu bezeichnen ein Interesse haben, sehen sich um ihre Mühe Lohn betrogen. Die Aeußerung, daß die Verbündeten nicht nur in Bezug auf die Erhaltung des Friedens, sondern überhaupt in Bezug auf ihre Politik auf gegenseitige Freundschaft und Unterstützung zu rechnen berechtigt seien, ist im Zusammenhang mit dem unmittelbar Vorhergesagten durchaus unbedenklich, denn von wohlwollender Beurtheilung und Förderung der Interessen eines Dreibundstaates durch den andern auf diplomatischem Wege — man denke an den Freundschaftsdienst, den Deutschland und Oesterreich-Ungarn letzthin in Sachen der englischen Dongola-Expedition dem verbündeten Italien geleistet — bis zu einem agressiven oder die Interessen einer dritten Macht verletzenden Identificirung mit der Politik des betreffenden Bundesstaates, die den hilfreich eintretenden Staat mit jener Macht selbst in Collision bringen könnte, ist noch ein himmelweiter Schritt. Sicher enthält der Wortlaut des Dreibundvertrags keine über den Schutz des Friedens hinausgehende Stipulation, aber es liegt in der Natur der Sache, daß die drei befreundeten Staaten sich in allen internationalen Fragen als die „Nächsten" gelten und ihr Handeln — in den Grenzen größter Vorsicht natürlich — danach einrichten. Für „ehrliche Makler" giebt es ja bei derlei Gelegenheiten genug zu thun. — Von nicht minderer Bedeutung sind die Schlaglichter, welche Graf Goluchowski auf die anderen schwebenden Fragen, das Orientproblem im Allgemeinen, die armenischen Wirren, die Unruhen auf Kreta, das Verhältniß der Balkanstaaten untereinander, sowie zu Rußland und Oesterreich-Ungarn, auf die Stellung Oesterreichs zu England und Frankreich, auf die Tendenzen der russischen und französischen Politik ꝛc., wirft. In letzterer Hinsicht verdient es Beachtung, daß Goluchowski von festem, vielleicht etwas zu weit gehendem Vertrauen zu der Friedensliebe der französischen Politik sich erfüllt zeigt und der Ueberzeugung Ausdruck giebt, Rußland habe auf sein ihm durch die Berliner Convention zustehendes Recht, die Präponderanz in Bulgarien auszuüben, verzichtet. Das erscheint uns allzu optimistisch, doch ist zu bedenken, daß das Exposé des Grafen Goluchowski, so große Bedeutung es auch zu beanspruchen hat, immer nur ein Momentbild der Lage entwirft, die sich über kurz oder lang ändern kann.

Feuilleton.

Judas.

1] Roman von Claus Zehren.

Nachdruck verboten.

Neujahrsnacht! — Der eiskalt wehende Ostwind hat die zwölf Glockenschläge hoch eben aus dem Kirchthurme hinweggerafft und sie über das gewaltige Häusermeer Berlins nach Westen fortgetragen. Hinweg — bis die so mächtigen Schallwellen in ein klägliches Schwingen der Luft über den öden, schneebedeckten Feldern und Wäldern erstarben, um, neu aufgenommen, vom nächsten Dorfkirchthurm wiederum gen Westen getragen zu werden, unendlich fortschwingend von Thurm zu Thurm über Elbe und Weser und Rhein, immer weiter über gallischen Boden, bis die letzten zwölf Schläge im ewig brausenden Meer auf schaumgekrönten Wellen forttanzen der neuen Welt zu.

Und als der allerletzte der zwölf letzten Athemzüge des alten Jahres noch kaum dem Räderwerk der Uhren entflohen, da — hoch oben über dem Häusermeer und Menschengewimmel dröhnen, schallen, wie Orgelton majestätisch zum flimmernden Sternenhimmel empor sich schwingend, die Glocken von allen Thürmen herab.

In dem einfach eingerichteten Zimmer einer Wohnung im Centrum Berlins geht ein Mann mit langen Schritten und mit auf dem Rücken gekreuzten Händen, die Länge des Raumes durchmessend, auf und ab schon seit einer Stunde. Auch an den Fenstern seiner einsamen Wohnung brechen sich die Schallwellen der ersten tiefen Athemzüge des neuen Jahres.

Lauschend beugt er den Kopf, bleibt zögernd eine Weile am Fenster stehen und öffnet dann, wie einem inneren Wunsche folgend, mit energischem Handgriff den einen Flügel.

Eiskalt fährt der Luftstrom ihm entgegen und drängt, die Gardine wie ein Segel spannend, ins Zimmer hinein. Mit langen tiefen Athemzügen zieht der Mann die frische Luft ein.

Von der Straße herauf schallt das Gejohle Angetrunkener, widerliche Späße, wüster Sing-Sang Vorübergehender.

Doch als hörte er das Alles nicht, schaut er unverwandt hinaus, wo über dem dunstigen Lichtkreis sich der dunkle Himmel spannt.

„Die zehnte Nacht! Verjährt, vorbei, ausgelöscht nach menschlichem Recht?" murmelt er leise.

Ein eigenthümlich müdes Lächeln geht über die Züge des auffallend markig und kräftig geschnittenen Männerantlitzes. Allmählich verstummt das Glockengeläute. Nur noch in Zwischenpausen und undeutlich schallt hin und wieder ein verspätetes „Prosit Neujahr!" zu dem Einsamen hinauf. Mit schrillem Misston erklingt die Wohnungsglocke.

Dr. Harald Raßmus zuckt zusammen und blickt nach der Uhr, deren Zeiger das Ende der ersten Stunde angeben.

„Wahrscheinlich irgend einer, dem sie zur Neujahrsfeier den Kopf blutig geschlagen haben", denkt er, das Zimmer verlassend, um die Wohnungsthür zu öffnen.

„Ah, Du bist es Kurt, tritt näher. Seid Ihr der Neujahrsbowle so bald auf den Grund gelangt?"

„Nein, das gerade nicht, aber meiner Neujahrsstimmung", antwortet der Ankömmling, die Schneeballen von den Hacken stampfend und Harald in das Zimmer folgend. „Donnerwetter, hier ist es aber infam kalt; schließ' doch das Fenster, es weht draußen ein schneidender Ostwind." Und an dem warmen Ofen die Hände wärmend, fügt er hinzu: „Die Anderen wollten mich zwar noch nicht fortlassen, aber sowie das letzte „Prost Neujahr!" im Gläserklang verhallte — das meinige zersprang, ein schlechtes Omen — war's, kurz und gut, es war mir, als zöge es mich hierher zu Dir. Ich wußte, daß Du allein geblieben warst hier in der Stube, allein mit dem alten, wackeligen Geripp dort an der Wand, trotz meiner Bitten, das neue Jahr mit mir im Kreise meiner Bekannten zu erwarten."

„Ich habe mich nicht gelangweilt", antwortete der Arzt, eine Cigarre über der Lampe anzündend und dem Freund eine solche anbietend.

„Na, sehr einladend für mich klingt das nicht. Danke sehr! Trotzdem Harald, sieh, man fühlt sich doch hingezogen zu einem Menschen, den man lieb hat. Ja, ja, schüttele nur nicht den Kopf. Mich verlangte, Dir die Hand zu geben. So, nun „Prosit Neujahr!" Glück wünsche ich Dir nicht, weil Du behauptest, Dir absolut keine Vorstellung vom Glück machen zu können. — Na, einerlei! Wir beide stehen allein hier in der Millionenstadt, ergo ist es anständig, recht, egoistisch, daß wir jetzt zusammen sind. Sentimental brauchen wir ja darum nicht zu werden."

„Gut, wenn Du nicht müde bist, Kurt, brauen wir einen Grog! — Die Christensen ist irgendwo mit ihrem Jungen eingeladen, also muß ich mir selbst helfen."

Während der Doctor Raßmus die Spirituslampe und andere Requisiten herbeiholt, folgt ihm sein Freund mit den Blicken.

In seinen klugen, offenen braunen Augen liegt ein warmer, herzlicher Ausdruck, als er sagt: „Sieh, Harald, der Zufall hat uns zusammengeführt, Du erlaubst wohl, daß ich diesen Zufall für meine Person mit „Glück" bezeichne. Wenn ein gewisser Harald Raßmus, Armen- und Verbrecherdoctor, wie er sich selbst nennt, nicht genau heute vor drei Jahren hier über uns drei Treppen hoch zu einem gewissen Kurt Hansen in die Stube trat, dann säße dieser letztere nicht hier, sondern hätte sich das Glockenläuten einen Klafter tief unter der Erde anhören können."

„Laß die alten Geschichten! Du weißt genau, daß ich die Thür Deiner Wohnung mit derjenigen des todtkranken Studenten im vierten Stockwerk verwechselte, welchen ich besuchen wollte."

„Sehr richtig, — also der Zufall. Schließlich ist es mir gleichgiltig, ob ich dem Zufall oder der Vorsehung mein Leben verdanke. Factum ist, daß ich, gerade im Begriff, eine Wahl zwischen zwei Pistolen zu treffen, durch Dich hierin gestört wurde. Daß Du zunächst den Pistolenkasten schlossest und mich dann ruhig fragtest, ob ich es nicht lieber zuvor mit dem Holzhacken statt mit dem Schießen versuchen wollte."

„Du kennst meine Ansicht über den Selbstmord."

„Ja, ja, psychologisch ist es aber doch erklärlich, daß ein Mensch von 25 Jahren — seit zwei Jahren Referendar —, dem plötzlich nach dem Tode seines Vaters kaum noch das Hemd auf dem Leibe gehörte, sehr leicht zu sentimentalen Gedanken neigt!"

„Das Wasser kocht jetzt wohl?" fragt der Andere. „Laß diese Vergangenheit ruhen, auch das Nachfolgende. Nenne es eine Laune, einen Zufall, vielleicht auch eine langjährige Gewohnheit von mir, dort helfen zu wollen, wo ich Elend finde, sei es körperliches oder geistiges. Vielleicht war es nur Aerger und der Wunsch, einem 25jährigen den Beweis zu liefern, daß die Rechtfertigung des Selbstmordes andere Motive erfordert, als die Unmöglichkeit, sein gewohntes Leben fortzusetzen."

„Halt, Harald!" unterbricht Kurt den Freund, „Du thatest mehr."

„Laß nur. Ich gab Dir die pecuniäre Möglichkeit, Deine Carrière als Jurist fortzusetzen, vielleicht nur in dem Gedanken, daß es Eurem Stande an Leuten fehlte, die das Elend von Angesicht zu Angesicht gesehen und kennen gelernt haben. Genug — laß das und stoße mit mir an."

„Du Prachtmensch!" sagt Kurt.

Und er findet in des älteren Freundes Auge etwas, was weit mehr herzliche Gefühle verräth, als dessen Worte. Kurt Hansen fährt dann mit etwas bebender Stimme und mit einem Ausdruck wärmster Verehrung in dem hübschen, offenen klugen Gesicht fort:

„Dir dank ich Alles: mein Leben, mein Streben, meine Weltanschauung, und so lange ein warmer Tropfen Blut mir in den Adern fließt, gehöre ich zu Dir, mag uns auch einst das Leben noch so weit trennen!"

„Sprich nicht so, Kurt, Du hast mir nichts zu danken. Nicht ich allein habe gegeben. Dein sonnenhelles Temperament, Deine ungebrochene Kraft und Deine geistige Begabung sind mir einsamem Manne mehr geworden, als Du ahnst. Daß ich so scheu zurückgezogen lebe, wundert Dich? Gut, ich will Dir eine Geschichte erzählen. So, noch einen Grog."

Harald Raßmus schraubt die Lampe etwas tiefer und läßt sich langsam in einen Lehnstuhl nieder, so daß sein Antlitz im Schatten des Lichtschimmers verschwindet.

Er war junger Arzt, dort oben aus der Lüneburger Haide gebürtig. Kaum mit dem Studium fertig, nahm er am Feldzuge 1870—71 Theil und ließ sich dann hier in Berlin nieder, um eine Praxis zu gewinnen; und er hatte Glück. Am Silvesterabend des Jahres 1872 — nun sind 10 Jahre seitdem vergangen — saß er zusammen mit lustigen Freunden um die dampfende Bowle und auch aus seiner Kehle scholl ein hoffnungsfreudiges „Prosit Neujahr!" in das Glockengeläute hinein.

Da brachte ihm ein Kellner die Nachricht, eine Frau sei draußen, die ihn zu einem Kranken holen wolle. Seufzend, mit ungeduldiger Bewegung ging er hinaus und fand wenig Erfreuliches in den neckischen Zurufen, welche ihm die Freunde nachsandten. „Unser zukünftiger Hofrath!" schrieen sie gerade, als er die Thür hinter sich schloß. Vor ihm stand ein junges Weib in schwarzem, fadenscheinigem Kleide, eingehüllt in ein grobes Tuch.

„Was ist's?" redete er sie ziemlich ungeduldig an.

„Kennen Sie mich nicht, Herr Doctor? Ich bin's, die Christensen, die Mutter von der Grethe. Sie waren ja heute Morgen bei uns. O, kommen Sie schnell! Zu Mittag war noch Alles gut, aber gegen Abend wurde das Kind so unruhig und es brachte den Athem gar nicht richtig heraus. — Ich konnte es nicht mehr ertragen und rief die Schuhmachersfrau aus der Kellerwohnung herauf, damit sie nach dem Kinde sähe, und dann lief ich in Ihre Wohnung und den dort

SLUB
Wir führen Wissen.